wegen seiner Besonnenheit und Klugheit Mitglied des Kirchenvorstandes geworden.

In diesem Falle hat diese Benennung nun dem Charakter und der Entwicklung dieses Mannes zwar nicht geschadet, aber es war doch unangenehm. Ein Fremder, der den oben angeführten Grund, der ihm der Rufname Fränzchen gebracht, nicht kannte, mußte notwendig denken, er sei entweder körperlich oder geistig ein Zwerg, also in der Tat ein Fränzchen; und immer rufen zu hören, Fränzchen und als Fränzchen betrachtet zu werden, ist auch nicht gerade geeignet, um dem Träger dieses kleinen Namens zum Bewußtsein zu bringen, es könne doch noch etwas Besonderes in ihm stecken. Der Gedanke, du bist und bleibst ein Fränzchen, könnte wirklich die Wirkung haben, es zu glauben, und darum die Kraft und Energie lähmen, zu versuchen, im Leben und Auftreten und in der Tätigkeit nun doch ein wirklicher Franz zu werden.

In diesem Falle lag, wie gesagt, wirklich in dem Namen Fränzchen, verglichen mit der Tüchtigkeit und Männlichkeit der Person, für die die Gewohnheit diese Verkleinerung beibehalten, ein Widerspruch.

Köstlicher tritt dieser Widerspruch zutage, wenn man daran denkt, wie zärtliche Frauen manchmal ihre Männer titulieren. „Vater oder Väterchen", das geht noch, aber einen Mann von 26 Jahren und strotzender Gesundheit schon „Alter" zu nennen, ist doch ein bißchen viel. Oder gar einen dicken, brummigen, alten Kerl von Mann noch immer „Schätzchen", „Männi" oder gar „Bubi" zu nennen, als Rest aus der ersten Liebeszeit, das reizt doch denjenigen, dem dieser Bubi vorgestellt wird, zum Lachen.

Ein köstliches Kosewort teilt uns Zitelmann in seinen Radierungen mit. Er erzählt: In meiner Jugend war ich mit einem herrlichen Menschen befreundet; er war hochbegabt und hochgesinnt, keck und mutig, voll von Schwung und Kraft, zu edelstem Lebenswerk geschaffen. Dann verliebte er sich in ein allerliebstes kleines Persönchen, mit sanften Augen; sie war in der Verlobungszeit um den prächtigen Menschen wie ein Kätzchen um einen großen Bernhardiner und nannte ihn, ich weiß nicht warum, vielleicht aus irgend einer Laune, wenn sie zärtlich war, „Schnuddelinski". Der Mann ließ sich das verliebt und gutmütig gefallen. Als dann der Liebesrausch vorüber war, blieb die kleine Frau doch bei dem Namen; er versuchte ihn ihr abzugewöhnen, aber es war zu spät, er war und blieb der „Schnuddelinski". Großes, fügt Zitelmann bei, ist natürlich nicht aus ihm geworden. Wie sollte es auch aus einem Menschen, der „Schnuddelinski" genannt wird.

Die Sache sollte von Eltern beachtet werden, wenn sie aus Zärtlichkeit die kräftigen Namen lieblicher machen und aus einer Maria eine „Miehe" und aus einer Wilhelmine eine „Mimi" machen. Ich selbst habe zwar tüchtige „Miehen" und „Mimis" gekannt, aber ob keine von den vielen anderen Miehen und den Mimis im Umgange wirklich ein bißchen katzig geworden, möchte ich doch nicht behaupten.

Der Hagestolz.

14) **Erzählung von Adalbert Stifter.**

„Es tut nichts — es tut auch nichts," sagte er, „komme, Spitz, wir werden uns da am Ufer ins Gebüsch setzen und die Nacht über sitzen bleiben. Morgen zeigt sich wohl ein Kahn, den wir herzuwinken werden."

Was er sagte, tat er auch. Er suchte eine Stelle, wo das Gras des Rasens kurz und trocken war und wo die Büsche dicht überhingen, ohne ihm die Aussicht auf den See zu benehmen.

„Siehst du," sagte er, „wie gut es ist, wenn man täglich früh morgens etwas zu sich steckt. Du erprobst es auf dieser Reise schon zum zweitenmal."

Bei diesen Worten zog er die zwei Brote heraus, die er heute früh in dem Aselwirtshause mitgenommen hatte und begann teils selber davon zu essen, teils den Hund damit zu füttern. Da dieses Geschäft vollendet war, saß der Wanderer, der das Ziel seiner Reise erreicht zu haben glaubte, heute zum erstenmal in der einfachen Herberge des freien Himmels und schaute die Gegenstände um sich herum an. Die Berge, die schönen Berge, die ihm, da er gegen sie herankam, gar so sehr gefallen hatten, wurden immer schwärzer und legten drohende dunkle und zersplitterte Flecke auf den See, auf welchem noch das Blaßgold des Abendhimmels lag, das selbst in den dunklen Bergspiegelungen zuweilen aufzuckte. Und immer sonderbarer, in die Schatten der Nacht sich hüllend, wurden die Gegenstände um ihn herum. Die Schlacken und das schwache Gold des Sees rührten sich und flossen öfters durcheinander, zum Zeichen, daß ein sanfter Luftzug dort herrschen müsse. Viktors Auge, freilich nur an die schönen heitern Eindrücke des Tages gewöhnt, konnte sich doch auch nicht wegwenden von diesem allmählichen Verfärben der Dinge und von dem Einhüllen zur Ruhe der Nacht. Die große Ermüdung seiner Glieder ließ ihm das Sitzen auf dem weichen Grase und geschützt von den deckenden Gesträuchen recht angenehm erscheinen. Er saß mit dem Spitz an seiner Seite so lange, bis endlich Dunkel mit immer größerer Schnelligkeit sich über See, Gebirge, und Himmel webte. Dann beschloß er, sich niederzulegen. Er machte alle Knöpfe seines Rockes zu, wie es ihn die Stiefmutter gelehrt hatte, daß er sich nicht verkühle — er band das Halstuch, das er unter Tags abgetan hatte, wieder um — er tat sein Regenmäntelchen aus Wachstaffet heraus und nahm es über — dann richtete er sich das Ränzchen als Kissen und legte das Haupt darauf, da die Finsternis schon wie eine Mauer um ihn stand. Das Begehren nach Schlummer zog sich, da er lag, bald durch alle seine ermüdeten Glieder. Die Gesträuche flüsterten, da sich das Lüftchen von dem See bis hierher gezogen hatte, und die Brandung murmelte deutlich von Wand zu Wand.

In diese Eindrücke, deren Wirkungen immer schwächer wurden, versanken seine Sinne, und das Bewußtsein wollte eben verschwinden, als er durch ein leises Knurren seines Hundes geweckt wurde. Er schlug die Augen auf — da stand einige Schritte von ihm dicht am Landungsplatze eine menschliche Gestalt sich dunkel gegen das schillernde Wasser des Sees werfend. Viktor strengte seine Augen an mehr von der Gestalt zu erkennen, aber die Umrisse zeigten nur, daß sie ein Mann sei, und es ließ sich nicht ermitteln, ob jung oder alt. Die Gestalt stand ganz ruhig und schien unverwandt auf das Wasser hinaus zu schauen. Viktor richtete sich zu sitzender Stellung empor und blieb ebenfalls ruhig. Auf ein neues stärkeres Knurren des Hundes drehte sich die Gestalt plötzlich um und rief: „Seid Ihr da, junger Herr?"

„Ein junger Wandersmann mit seinem Hunde ist da," sagte Viktor, „was wollt Ihr?"

„Daß Ihr zum Abendessen kommt, denn die Stunde ist fast schon vorüber."

„Zum Abendessen? — zu wessen Abendessen? — und wer ist es den Ihr suchet?"

„Ich suche unsern Neffen; denn der Oheim wartet schon eine Viertelstunde."

„Seid Ihr sein Gesellschafter oder sein Freund?"

„Ich bin sein Diener, Namens Christoph."

„Des Herrn der Klause, meines Oheims?"

„Des nämlichen. Er hat die Anzeige Eurer Herreise erhalten."

„Nun so sagt ihm," sprach Viktor, „daß ich hier die ganze Nacht sitzen will, und daß ich mir eher einen Stein um den Hals hängen und mich in den See werfen lasse, als daß ich den Hund ertränke, der mit mir ist."

„Ich werde es ihm sagen."

Mit diesen Worten kehrte sich der Mann um und wollte fortgehen. Viktor rief ihm noch einmal nach: „Christoph, Christoph."

„Was wollt Ihr, junger Herr?"

„Ist kein anderes Haus, oder eine Hütte, oder sonst ein Ding auf dieser Insel, in welchem man übernachten könnte?"

„Nein, es ist nichts da," antwortete der Diener, „das alte Kloster ist zugesperrt, die Kirche auch, die Speicher sind mit altem Geräte vollgepfropft, ebenfalls verschlossen, und sonst ist nichts da."

„Es ist auch gut," sprach Viktor, „das Haus meines Oheims besuche ich durchaus nicht — von diesem Hause verlange ich keinen Schutz. — — Mir deucht, der alte Schiffmann, der mich herübergeführt hat, hat Euren Namen genannt, und hat gesagt, daß Ihr manchmal in die Hul hinauskämet."

„Ich hole unsere Lebensmittel und andere Dinge herüber."

„So hört mich an, ich will Euch Euren Fahrlohn reichlich zahlen, wenn Ihr mich heute noch in die Hul hinüberschifft."

„Und wenn Ihr noch mehr zahltet, als ich verlangen wollte, so wäre es dreimal unmöglich. Erstens stehen alle Kähne in dem Bohlenverschlusse, das Thor ist gesperrt und jeder Kahn liegt noch mit dem Schlosse an seinen Balken angeschlossen, wovon ich keinen Schlüssel habe. Zweitens, wenn auch ein Kahn wäre, so wäre kein Fährmann. Ich werde es Euch erklären. Seht Ihr dort gegen den Orla zu die weißen Flecke, die auf dem See sind. Das sind Nebelflecken, die gleichsam auf den Steinen des Orlaufers sitzen. Wir heißen sie die Gänse. Und wenn die Gänse einmal in einer Reihe dasitzen, dann kommt Nebel. Wenn die Abendwehe, das ist der Wind, der nach jedem Sonnenuntergange aus den Schluchten auf den See herausgeht, aufhört, dann ist in einer halben Stunde der See mit Nebel angefüllt und da kann man nicht wissen, wohin ein Kahn zu leiten ist. Unter dem Wasser laufen die Gebirgsgrate hin, die oft nur ein wenig bedeckt sind. Wenn man an zu einem solchen Grate geriete und ein Leck in das Schiff stieße, da müßte man aussteigen und in dem Wasser stehen bleiben, bis man am Tage von jemanden gesehen, weil die Fischer niemals zu den Gebirgsgraten hinzufahren. Begreift Ihr das junger Herr?"

„Ja, ich begreife es," antwortete Viktor.

„Und zum dritten kann ich Euch nicht überführen, weil ich sonst ein ungetreuer Diener wäre. Der Herr hat mir keinen Auftrag gegeben, Euch in die Hul zu führen, und wenn er dies nicht tut, so führe ich Euch nicht über."

„Gut," antwortete Viktor, „so bleibe ich hier so lange sitzen, bis morgen ein Fahrzeug so nahe kommt, daß ich es herzu zu winken vermag."

„Es kommt aber kein Fahrzeug so nahe," erwiderte der Diener: „es ist über unseren See kein Warenzug, weil der einzige Weg, der vom andern Ufer weiter führt, nur ein Fußweg über die Grisel ist und die Wanderer zu diesem Fußwege an dem unserer Insel entgegengesetzten Seeufer hinfahren. Dann ist die Brandung an den Gestaden der Insel so groß, daß sich wenige Fische da aufhalten und selten Fischerboote so nahe kommen. Es könnten acht oder mehr Tage vergehen, ehe Ihr eines seht."

„So muß mich morgen mein Oheim in die Hul zurückführen lassen, weil ich auf sein Verlangen hierher gekommen bin und weil ich nicht mehr länger dableiben will," sagte Viktor.

„Es kann sein, daß er es tut," antwortete der Diener, „ich weiß das nicht; aber jetzt wartet er mit dem Abendessen auf Euch."

Brockensammlung.

Annahmestelle Kloster Marienberg:

Von einer Schwerkranken eine goldene Uhrkette, ein Medaillon, eine Brosche in Gold und eine in Silber, ein goldener Ring, ein silbernes Armband, drei Vorsteckn adeln.

Aus Neuß 39 Mark in Silbermünzen.
Aus Kaarst 21 Mark für ein Heidenkind (Hildegard).

Theologenpfennig.

Ungenannt 3 Mark.

Bonifatiusverein.

Ungenannt 3 Mark. Ungenannt 1 Mark.

Gesellschaft für Druck und Verlag, G. m. b. H., Viersen.
Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Köln.

Nr. 41. Sonntag, 11. Oktober. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 11. Oktober: Germanus.
Montag, den 12. Oktober: Maximilian.
Dienstag, den 13. Oktober: Eduard.
Mittwoch, den 14. Oktober: Calixtus.
Donnerstag, den 15. Oktober: Theresia
Freitag, den 16. Oktober: Gallus.
Samstag, den 17. Oktober: Hedwig.

Sonntagslesung.

Zum heutigen Evangelium haben wir das Wunder und die Sündenvergebung in inniger Verbindung. Jesus erklärt dem Gelähmten, daß ihm seine Sünden nachgelassen seien. Damit vollzieht sich in der Seele des kranken Mannes ein unsichtbares Gnadenwunder, das gewaltiger und folgenschwerer ist, als das äußere Wunder. Aber dieser unsichtbare Vorgang hat keine Zeugen; was in diesem Augenblick in der Seele geschieht, kann nicht gemessen und gewogen werden. Jesus aber erweist seine Kraft, Sünden nachzulassen, durch ein äußeres Heilungswunder. Damit trägt der Herr einem tiefen Bedürfnis der Menschennatur Rechnung. Alle Versicherung, daß ihm die Sünden nachgelassen sind, wäre für den Menschen ein leeres Wort, wenn der Künder einer so frohen Botschaft sich nicht als Gesandter Gottes ausweisen könnte. Auf die göttliche Sendung geht alles Recht, Sünden nachzulassen, zurück. Das weiß auch heute jeder Gläubige, der im Sakramente der Buße das Wort der Lossprechung hört, daß hinter dem Priester Christus steht, der sich als Sohn Gottes und Sünderheiland in Wort und Werk erwiesen hat.

Heiligung der täglichen Werke.

XXXXI.

Pflichten der Ehemänner.

„Der Mann ist das Haupt des Weibes, gleichwie Christus das Haupt der Kirche ist", sagt Paulus Ephes. 5, 23, und das Weib ist verbunden, dem Manne untertänig und gehorsam zu sein, wie dem Herrn; dessenungeachtet ist sie nicht die Magd oder Sklavin, sondern die Genossin des Mannes. Diese Liebe zum Weibe ist die Hauptsache des Mannes, denn:

1. Gott selbst hat sie befohlen. „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst." Matth. 22, 39. Wer aber ist in höherem Grade dein Nächster, als deine Gattin? Außerdem ruft Gott durch den Apostel Paulus allen Männern zu: „Ihr Männer, liebet eure Weiber." Ephes. 5, 25. Du bist deshalb kraft göttlichen Befehles verpflichtet, deine Gattin zu lieben, nicht blos mit der Liebe, mit welcher du alle Menschen lieben mußt, sondern auf ganz besondere Weise, da du mit ihr durch das hl. Sakrament der Ehe auf das engste verbunden bist.

2. Diese Liebe fordert das Wesen der Ehe. Unter Menschen gibt es keine engere Verbindung, als die zwischen Eheleuten, denn Christus selbst sagt von ihnen: „Sie werden zwei in einem Fleische sein." Matth. 19, 5. Diese innigste Vereinigung ist ein Abbild des Bündnisses Christi mit seiner Kirche, weshalb auch Paulus das Ehesakrament ein großes Geheimnis nennt, in Christo und der Kirche nämlich. Ephes. 5, 32. Was ist aber die blos leibliche Vereinigung der Eheleute, wenn nicht auch ihre Herzen durch das Band der Liebe verknüpft sind? Ohne innere Liebe wird der Ehestand ein Wehe- und Marterstand.

3. Diese Liebe fordert die natürliche Billigkeit. Der Mann muß zeitlebens bei seinem Weibe bleiben. „Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen," sagt Gott selbst. Gen. 2, 24. Wie wird der Mann diese Beharrlichkeit der Liebe erschwingen können, ohne die eheliche Liebe? Aber auch das Weib ist verpflichtet, ihre Eltern, Verwandten, die Heimat selbst ihr Vaterland zu verlassen und ihrem Manne zu folgen; sie muß sich ihm ganz übergeben. Daher ist es billig, daß der Mann ihr seine ganze Liebe schenke und diese Liebe in der Tat und Wahrheit bewähre. O, wie bitter und hart muß es einer Frau fallen, die in der Heimat der Gegenstand zärtlicher Liebe von Eltern und Geschwistern war und jetzt von ihrem Manne nicht blos nicht geliebt, sondern verachtet, gehaßt, geplagt wird! — Sei nicht so unbillig, christlicher Ehemann, sondern laß dir die Worte des Apostels, Ephes. 5, 28, gesagt sein: „Wer sein Weib liebt, liebt sich selbst."

Erwägungen.

1. Die Liebe zu deiner Gattin sei vernünftig. Dieselbe muß gemäßigt sein, sonst hört sie auf, wahre Liebe zu sein. Siehe hin auf den Stammvater des Menschengeschlechtes. Seine Liebe zur Eva war unvernünftig, weshalb er sich von ihr bereden ließ, Gottes heiliges Gebot zu übertreten. O wie viele Ehemänner gibt es noch heute, die in närrischer, unordentlicher Liebe zu ihren Weibern sich zu den gröbsten Ungerechtigkeiten, zu übertriebener Pracht in Wohnung, Kleidung, Bedienung, Wohlleben u. s. w. verleiten lassen. Die geordnete Liebe des Mannes zum Weibe ist wahr und christlich; die unordentliche aber, die dich zum Sklaven des Weibes erniedrigt, dich von Gott und Tugend entfernt, ist verkehrt und verwerflich. Du bist das Haupt des Weibes, du mußt deshalb der gescheitere sein und dem Zorn, dem Hochmut, dem Ehrgeiz und anderen Leidenschaften des Weibes kräftig Widerstand leisten.

2. Sie sei sorgfältig. Der hl. Apostel Paulus gibt den Ehemännern folgenden Unterricht: „Die Männer müssen ihre Weiber lieben, wie ihre eigenen Leiber; wer sein Weib liebt, liebt sich selbst; haßt ja niemand sein eigen Fleisch, sondern ernährt und erhält es." Ephes. 5, 28, 29. Er will dadurch den Männern zu verstehen geben, daß, wie sie sich befleißen, sich Kleidung, Wohnung, Nahrung und andere Erfordernisse zu verschaffen, sie auch Sorge tragen sollen, daß ihre Frauen dasjenige haben, was ihre standesmäßige Verpflegung erfordert. Merke wohl, christlicher Ehemann, es wäre die allergrößte Ungerechtigkeit, wenn du deiner Frau das Notwendige entziehen, dich dem Müßiggang, dem Trunke, dem Spiele ergeben, die Haushaltung vernachlässigen, und selbst das, was das Weib dir zugebracht, verschwenden wolltest. Du bist über das Vermögen deiner Frau nicht unbedingter Herr, sondern nur der Verwalter; keineswegs gebührt dir der unumschränkte Besitz, sondern nur die Nutznießung zum Besten deines Weibes und deiner Kinder. Gott ist der Eigentümer aller Dinge.

3. Sie sei mitleidig. Das Weib ist vielen Gebrechlichkeiten unterworfen. Ein verständiger Mann hat deshalb gerechtes Mitleiden mit seiner Frau; er schont ihrer, wo er kann, tröstet und ermuntert sie und bietet alles auf, ihr die Beschwernisse zu erleichtern, gerade so, als wenn er die nämlichen Schwächen und Gebrechen zu tragen hätte, da er den Ausspruch des Apostels kennt: „Jeglicher Mann liebt sein Weib, wie sich selbst." Ephes. 5, 33. Aber leider, es gibt rohe, unbarmherzige Männer, die von keiner Nachsicht, von keiner Schonung, von keiner Geduld wissen wollen — sie sind Tyrannen und Wüteriche, die das Wort der hl. Schrift vergessen haben: „Ihr Männer, seid nicht bitter gegen euere Weiber." Coloss. 3, 19.

4. Deine Liebe sei geduldig. Oft kostet es eine eiserne Geduld, wenn das Weib zänkisch, argwöhnisch, trotzig, eigensinnig und widerspenstig ist, wenn sie dem Müßiggang, der Hoffart und anderen Fehlern nachhängt. Aber was hilft alles Fluchen, Lästern, Schlagen und Mißhandeln? Das Kreuz wird dadurch nur schwerer! Nimm deine Zuflucht zum Gebete, brauche freundliche und ernste Worte; hilft aber alles nicht, so trage Geduld und denke, Gott wolle entweder deine Tugend prüfen oder deine früheren Sünden strafen. — Treffen dich dann noch andere Heimsuchungen, an denen dein Weib die Schuld nicht trägt, z. B. Armut, Not, Krankheit usw., warum soll es das Weib büßen, warum willst du an ihr den Zorn auslassen? Trage mit ihr das Kreuz geduldig, Gott zu Liebe, dann wirst du es leichter und mit mehr Verdienst tragen.

5. Deine Liebe sei aufrichtig und beharrlich. Die Aufrichtigkeit ist das Fundament der Liebe, in der Beharrlichkeit bewährt sie sich. Es ist wahr, du bist Herr im Hause; du hast zu befehlen, das Weib muß gehorchen. Allein es liegt ihr auch etwas an den Kindern, an den Dienstboten, an der Haushaltung, auch sie hat einstens Verantwortung. Soll sie denn um gar nichts wissen dürfen? Soll sie zu allem schweigen müssen und vor den Kindern und Dienstboten zum Gespötte werden? Laß deine Frau etwas gelten, frage sie um Rat und vertraue ihr auch etwas an, du bleibst dennoch Herr des Hauses. Ach, vor dem eigenen Weibe ohne Ursache alles verheimlichen, alles absperren, alles nur mit den Kindern und Dienstboten beraten, ist eine Torheit und erregt Verdruß, Unfrieden, Argwohn, Eifersucht, Kleinmut und andere Uebel. Um das gute Einvernehmen zu erhalten, lebe mit deiner Gattin vertraulich, überweise ihr die Besorgung dessen, was ihr obliegt und tue du deine Pflicht. Zeigen sich dann und wann Uebelstände, so heitere dein Gemüt bald wieder auf und rede wieder voll Freundschaft und Vertrauen und laß dir durch Schwätzereien, bösen Argwohn, durch allzu große Empfindlichkeit die Liebe deiner Gattin weder schwächen noch rauben.

Beispiel.

Der griechische Weltweise Sokrates hatte ein treues, aber sehr jähzorniges und zänkisches Weib namens Xanthippe. Sokrates aber setzte ihrer Zank- und Streitsucht eine unerschütterliche Geduld und Gelassenheit entgegen. Als ihn einst Alcibiades einer seiner Schüler, besuchte, und eben die Xanthippe einen lauten Lärm und Streit wegen einer Kleinigkeit erheben hörte, so fragte er den Sokrates, seinen geliebten Lehrer, wie es ihm möglich sei, ein solches Beisern gelassen anzuhören? „Ich habe mich daran," erwiderte der edle Weise, „so gewöhnt, daß es auf mich nicht stärker wirkt, als das Gerassel eines vorbeifahrenden Wagens." — Ein anderes Mal, als Xanthippe fast den ganzen Tag mit ihrem Manne gezankt hatte, stand er zuletzt lächelnd auf und ging fort. Diese Kälte erbitterte sie aber so, daß sie ihm aus dem Fenster ein wohlgefülltes Waschbecken nachgoß. „Ich dachte es wohl," sagte Sokrates ruhig zu den staunenden Nachbarn, „auf den Donner folgt ja gewöhnlich ein starker Regenguß."

Der große Rosengarten.

Oktobergedanken.

Schon ist der Herbst gekommen. Der Wind weht über kahle Stoppelfelder, und der bunte Blumenschmuck der Erde ist bald verwelkt. Jetzt, wo im Garten kaum noch eine späte Rose einsam und halbentblättert am Strauche blüht, ist ein anderer Rosengarten aufgetan, der mit den schönsten Blüten prangt und lieblich duftet, so weit die Erde reicht. Nein, weiter noch geht der Duft, über die Wolken hinaus bis in die goldenen Hallen des Himmels, bis zum ewigen Throne Gottes.

In der katholischen Kirche blüht dieser Rosengarten; er blüht zu Ehren Mariä. Im Oktober sind alle ihre Kinder voll Eifer beschäftigt, der lieben Mutter Kränze zu winden von Gebetsrosen. Im prächtigen Gotteshause wie in der engen Hütte regen sich die treuen Hände; welke Greisenhände, starke Männerhände und weiche Kinderhände; Hände, die gewohnt sind, die Zügel der Herrschaft zu halten; Hände, die die Feder führen; Hände, die mit Schwielen bedeckt sind; Hände, die Kunstwerke zu schaffen verstehen; Hände, die im Dienste der Wissenschaft arbeiten; Hände, die geweiht sind zu heiligen Werken — alle, alle regen sich im großen Rosengarten, um Kränze zu winden für die Königin. Das blinde Mütterlein am Herd betet seinen Rosenkranz, und der Papst auf dem glorreichen Throne der Welt tut ein gleiches. Die ganze katholische Kirche ist ein großer Rosenkranz geworden und blüht jetzt im Herbst in schönster Frühlingspracht.

Ja, so schön war die Welt nicht vor den Augen Mariä, als die Rosen blühten in Feld und Garten; jetzt blühen sie auf den Lippen und in den Herzen ihrer Kinder. Muß es nicht eine Freude sein für die Himmelskönigin, wenn sie im Monat Oktober niederblickt auf die Kirche Gottes? Eine Mutter freut sich der Liebe ihrer Kinder, und welche Liebesbeweise schaut unsere Mutter jetzt überall! Ein Meer von Duft steigt empor zu ihr. Sind es doch die lieblichsten Worte, die wir im Rosenkranze ununterbrochen beten, und die großartigsten Geheimnisse, die wir betrachten und feiern; solche Rosen müssen der Himmelskönigin wohlgefallen.

Aber Maria spricht auch jetzt noch, wie einst auf Erden: „Hochpreiset meine Seele den Herrn!" Keine Ehre will sie für sich behalten, alles bezieht sie auf Gott, dem sie alles verdankt, der sie zu dem gemacht hat, was sie ist. Den ganzen Duft des Rosengartens, der zu ihr aus der Kirche Christi emporsteigt, trägt sie vor den Thron Gottes als ein liebliches Rauchopfer. Das ist ja auch unsere Meinung, daß wir durch alle Ehre, die wir Maria erweisen, im letzten Grunde Gott selbst ehren wollen. Alle Herrlichkeit Mariä kommt von Gott und ist nur ein schwacher Abglanz der Herrlichkeit Gottes; die ganze Verehrung Mariä fällt somit auf Gott zurück. Wenn ich ein Kunstwerk lobe, so lobe ich den Künstler. So ist der Oktober eine Zeit der Ehre für Gott, eine gottgeweihte, gottgefällige Zeit.

Wenn aber der Rosenkranzmonat eine Zeit der Freude für Maria und der Ehre für Gott ist, so muß er auch eine Zeit der Gnade für uns sein. Unsere Mutter wird sich von uns an Liebe nicht übertreffen lassen und uns tausendfach vergelten, was wir ihr Liebes erweisen. Wenn sie immer für uns bittet, so wird sie in diesen heiligen Tagen, wo ihre treuen Kinder Rosen auf Rosen häufen vor ihrem Throne, vom königlichen Ehrensitze sich erheben und beugt flehend ihr Knie vor Gott dem Herrn, wie einst vor Salomon seine bittende Mutter. Und wie Salomon aufstand und sprach: „Sprich, Mutter, denn es geziemt sich nicht, daß du umsonst bittest," so wird der Sohn Mariä um so viel eher seine Mutter erhören, als er mächtiger ist, denn Salomon. Dazu kommt, daß das Rosenkranzgebet schon an sich eine Ehre für Gott selbst ist, und die Verehrung Gottes, die aus unserm Herzen zum Himmel emporsteigt, fällt als Gnadentau in unsere Herzen zurück. Welch' schöne Zeit, eine wahre Frühlingszeit! Könnten wir die goldenen Ströme von Gnaden schauen, die sich jetzt auf die Kirche ergießen, und all' die Blüten und Früchte, die sie in den Seelen erwecken und reifen, wie würden wir staunen und mit doppeltem Eifer eintreten in die Reihen der Rosenkranzbeter!

Mein Christ, wo hast du deinen Rosenkranz? Jeder gute katholische Christ hat einen Rosenkranz, trägt ihn auch bei sich, und betet ihn fleißig. Jetzt aber bei dem allgemeinen Wetteifer im Oktober wollen wir alle nicht träge sein; wo alles singt und jubelt, wollen wir nicht stumm sein; wo alles Gott den Herrn und die Mutter ehrt, wollen wir nicht zurückstehen; wo alles mit Gnade sich sättigt, wollen wir nicht leer ausgehen. Also frisch hinein in den großen Rosengarten!

Der Wille, seelisch und sittlich betrachtet.

2) Vom freien Willen.

Daß wir einen freien Willen haben, glauben wir unmittelbar zu erleben. Aber auf dieses Erleben direkt einen Beweis aufzubauen, ist doch nicht leicht, wenn es nur das vermeintliche Erlebnis einzelner, wenn auch einer großen Zahl von Menschen wäre.

Nun aber stehen wir vor der bedeutsamen Tatsache, daß die gesamte Menschheit im praktischen Leben von der Freiheit des Willens aufs tiefste durchdrungen ist und sich von dieser Ueberzeugung gar nicht frei machen kann. Es hieße ja auch unser ganzes Leben auf eine Täuschung gründen, würden alle Menschen in einer so naheliegenden, für Lebensanschauung und Lebensführung so wichtigen Frage einem unvermeidlichen und unüberwindlichen Irrtum verfallen sein.

Was würde ohne Freiheit des Willens aus dem Begriff der „Verantwortlichkeit", zu dessen unverfälschten Annahme das praktische Leben uns drängt? Wären wir nämlich nicht frei, könnten also niemals unter gleichen Bedingungen eine Handlung ebenso gut ausführen, wie unterlassen — denn darin besteht eigentlich die Freiheit des Willens — so wären wir zwar wohl die Ursache unserer Handlungen, aber wir wären niemals für sie verantwortlich, genau so, wie die eigentümliche Beschaffenheit eines Uhrwerkes wohl daran schuld ist, daß die Uhr eines Tages unregelmäßig geht oder stille steht, und doch wird kein Vernünftiger das Uhrwerk dafür zur Verantwortung ziehen. Strafe und Sühne verlieren unter den Menschen Sinn und Berechtigung, wenn es keinen freien Willen und darum auch keine Verantwortlichkeit gäbe.

So hängt die Willensfreiheit auch auf das engste mit unserm christlichen Glauben zusammen, an Sünde und Erlösung, also an die Grundwahrheiten des Christentums kann nicht glauben, wer die Freiheit des Willens leugnet.

Wenn wir unter Wollen in der weitesten Bedeutung beim Menschen das in seiner Natur angelegte Strebevermögen verstehen, also eine Naturkraft, die der Mensch, was das niedere Triebleben anlangt, wie Verlangen und Streben nach Nahrung, mit den Tieren gemein hat, so ist der höhere freie Wille

keine neue Seelenkraft gegenüber und neben dieser naturhaften, sondern eine Fähigkeit, eine Begabung des Willens, überhaupt, die aber nur unter gewissen Bedingungen auf- und in Tätigkeit tritt.

Der Wille kann immer nur nach etwas verlangen, was ihm sein Glaube, seine Vernunft, sein Gefühl, oder auch seine Leidenschaft, als etwas Gutes, Erstrebenswertes, weil Beglückendes vorstellt. Dadurch wird er angelockt.

Um von Freiheit reden zu können, müssen nun immer zwei Dinge, die uns als gut erscheinen, vor der Seele stehen. Freiheit ist immer Wahlfreiheit. Leuchtet vor unserm Geist nur ein Gut auf, erscheint uns nur ein Ding als wertvoll, so verlangen wir unweigerlich danach.

Im Himmel gibts denn auch in dem Sinne keine Freiheit des Willens mehr, weil Gott als höchstes und schönstes Gut unser Verlangen befriedigt, neben dem kein anderer Wunsch mehr aufkommen kann.

Die Entscheidung des Willens für das eine Gut schließt den Verzicht auf das andere vorgestellte ein. Stellt mir z. B. die Leidenschaft den sinnlichen Genuß als ein Erstrebenswertes, mich Beglückendes vor, während Vernunft und Glaube mir sagen, dieser Sinnengenuß sei gegen Gottes Gebot und ich müsse darum darauf verzichten, so weise ich, wenn ich dieser letzteren Erkenntnis folge, das Verlangen nach dem Sinnengenuß zurück, verzichte darauf.

Darin aber liegt für die Betätigung des freien Willens eine Schwierigkeit. Ein lebhaft durch die Sinne erfaßtes Gut weckt Gefühle, die, wenn es sich um eine Leidenschaft handelt, das ganze Bewußtsein derart erfüllen, daß der Gedanke an die Pflicht der Entsagung vielfach gar nicht aufkommt, oder schnell wieder verschwindet. So haben wir es hier nicht selten mit einem nahezu unüberwältigenden Drang zu tun, dem man meint, folgen zu müssen, obgleich wir ganz genau wissen, was wir tun.

Daraus ergibt sich eine wichtige Folgerung: Um unfrei, wenn nicht ganz, so doch zum Teil, zu handeln, braucht der erwachsene Mensch sich nicht in einem abnormen, traum- oder rauschartigen Zustande zu befinden. Nein, alle Umstände, die das Gefühl begünstigen und anregen, lähmen mehr oder minder das freie Handeln.

Auch die Entfaltung oder das sich Bewußtwerden von der Notwendigkeit des Verzichtes, der Selbstüberwindung wird durch Ermüdung, Mangel an Zeit zum Nachdenken erschwert und verhindert und so auch mehr oder weniger die Freiheit. So werden die ersten Augenblicke lebhaften Begehrens, wie des Zornes, der sinnlichen Erregung in der Regel unfrei sein.

Ein gutes Mittel, sich den Leidenschaften gegenüber die Freiheit zu wahren, ist die Gewohnheit, sich ab und zu auch einen berechtigten Wunsch zu versagen, weil, wenn auch der Wille selbst dadurch nicht stärker, doch der Gedanke an das Nichtwollen des Verbotenen mehr in Bereitschaft gehalten wird, und so leichter den Willen in seinen Entschlüssen beeinflußt.

Im Elternhaus.

Im Dorfe, ganz am Ende, da steht ein kleines Haus, — Zwar dürftig und bescheiden; doch reinlich sieht es aus; — Am Fenstersimse blühen Levkoyen weiß und rot; — Am Eingang steht der Spruchvers: „Wo Gott, ist keine Not". — Es ist noch früh am Morgen; da öffnet sich die Tür, — D'raus tritt, bereit zum Wandern, ein junger Bursch' herfür; — Ein Ränzlein auf dem Rücken, 'nen Palmzweig an dem Hut, — Den Eichenstock in Händen, im Herzen frommen Mut. — Und auf den Sohn sich stützend, wankt schluchzend hintendrein, — Ein stilles Tränchen trocknend, sein altes Mütterlein. — „Sei nur getrost, lieb' Mutter, die Welt ist ja so groß; — Noch lebt der alte Herrgott, der fügt auch mir mein Los. — Komm', gib mir deinen Segen und dann noch einen Kuß, — Die müssen mich begleiten, wohin ich wandern muß." — Und ihren Segen sprechend, aufwärts den Blick gewandt, — Legt sie mit brünst'gem Flehen ihm auf das Haupt die Hand: — „Du lieber Gott im Himmel, von deinem lichten Thron, — Sieh gnädig auf mein Flehen, erhalt' mir brav den Sohn, — Und wenn Gefahr ihm drohet, sei du ihm Schutz und Hort! — Und jetzt leb' wohl; kehr' wieder so, wie du jetzt geh'st fort, — Trag' immer die Medaille; ich trug viel Jahre sie, — Und sprich an jedem Morgen: „Gegrüßt seist du, Marie!" — Dann drückt noch einmal herzlich der Bursche ihr die Hand, — Des Sohnes stumm' Gelöbnis das Mutterherz verstand.

Mit einem muntern Liede, bestaubt den müden Fuß, — So tritt in's rhein'sche Städtchen, der Bursch' mit Handwerksgruß. — Bei einem braven Meister, hat er sich eingestellt; — Dem Wanderbursch der Meister und dem der Bursch' gefällt. — Vom Morgen bis zum Abend ist rührig er zur Hand, — Voll Lust und Lieb' zur Arbeit, und wirket mit Verstand, — Und betet jeden Morgen, ist munter stets und froh, — Und geht auch treu zur Kirche; o blieb's nur immer so!

Etwas von verborgenen guten Eigenschaften.

Ein Freund erzählte uns vor kurzem eine Geschichte aus seinem Leben, die uns sonderlich gefallen hat, so daß wir sie zu Nutz und Frommen der Leser des Sonntagsblattes einmal wiedererzählen wollen. Man kann daraus ersehen, wie sehr oft der erste Eindruck täuscht, den man von einem Nebenmenschen hat.

Zu Hause in seiner Heimat, einem kleinen Städtchen, wohnte ein Ehepaar. Der Mann war früher Handwerker gewesen, hatte aber infolge eines Unglücksfalles seiner Arbeit nicht mehr nachgehen können. Er betrieb jetzt ein kleines Geschäft in allen möglichen Waren, wie das in den kleinen Städten so üblich ist. Er war freundlich und gefällig zu jedermann, half jedem, wo er nur konnte und war überall beliebt bei allen Bekannten. Sein Geschäft blühte infolgedessen auch und er hatte mit seiner Familie sein hübsches Auskommen.

Das gerade Gegenteil war seine Frau. Mürrisch und unfreundlich im Verkehr war sie stets bereit zum Keifen und Zanken. Sie war weit von auswärts zu Hause, aus einer Gegend mit anderer Sprache, anderen Sitten und Gebräuchen. Sie hatte sich infolgedessen schlecht in die kleinstädtischen Verhältnisse finden können und sich keine Freundinnen und nähere Bekannten zu erwerben verstanden. Im geselligen Verkehre stand sie etwas abseits und jedermann ging ihr nach Möglichkeit aus dem Wege. Vielleicht hatte sich auch gerade aus diesen Gründen ihr Charakter in der abstoßenden und mürrischen Weise entwickelt. Bei den Kindern der ganzen Nachbarschaft war sie ein Schreckgespenst und wenn sie in ihrem gewöhnlichen Tone mit den Leuten sprach, so glaubte man, sie sei am Schelten. Eine andere unangenehme Seite ihres Charakters war, daß sie ihrer Zunge keinen Zaum anlegen konnte. Ueber die Verhältnisse in der Nachbarschaft war sie natürlich stets auf dem Laufenden und nichts entging ihrer scharfen Zunge. In der Uebereilung entfuhr ihr auch manche Bemerkung, die viel böses Blut absetzte und ihr viel Abneigung einbrachte. Ihr Hauswesen hielt sie jedoch stets in Ordnung und erzog ihre Kinder in Zucht und Anstand.

Da ließ Gott es nach einiger Zeit zu, daß der Mann krank wurde, sogar schwer krank, so daß er schließlich das Bett gar nicht mehr verlassen konnte und fast ganz gelähmt blieb. Nun erst zeigte sich, ein wie aufopferungsfähiges und starkmütiges Herz die Frau unter der unfreundlichen und abstoßenden Außenseite verbarg, daß die rauhe Schale doch einen sehr guten Kern umschloß. Mit der größten Ausdauer und Liebe pflegte sie den kranken Mann. Monate lang begnügte sie sich mit einem unbequemen Nachtlager auf einer Bank, um nur ja während der Nacht den Wünschen des Kranken nachkommen zu können. Tagsüber besorgte sie das Geschäft und stand dem Hauswesen vor, so daß sich in nichts die veränderte Ordnung der Dinge erkennen ließ. Die Kräfte der Frau schienen mit den Aufgaben zu wachsen und oft fragte man sich staunend, wie sie eine so große Anstrengung und Aufregung Monate lang ertragen könne, ohne zu erliegen. Ihrem Manne las sie die Zeitung vor, um ihn anzuregen, sang ihm oft alte, lang vergessene Liedchen vor, um ihn aufzuheitern. Nichts unterließ sie, was ihm nur irgendwie eine Erleichterung verschaffen konnte und verzichtete auf jede Ausspannung, jede Erholung, nur um stets in der Nähe des Kranken sein zu können. Auch im Verkehr mit den Leuten wurde sie freundlicher, gefälliger. Das Geschäft blühte und jedermann trug nach Kräften dazu bei, ihr zu helfen und ihr beizustehen in ihrem Leid, wie man sich früher scheu von ihr zurückgehalten hatte. Die Härten ihres Charakters schwanden fast vollständig. Alle, die sie kannten, verkehrten gern mit ihr und gingen ihr zur Hand.

Die Liebe und Hingebung, mit der die Frau ihren kranken Mann pflegte, gewannen ihr die Herzen aller, selbst ihrer schärfsten Widersacher. Schließlich erfreute die Frau sich allgemeiner Beliebtheit, so daß sich mancher im stillen Vorwürfe machte, er habe sie früher hart und ungerecht beurteilt. Als dann nach jahrelangem Siechtume der Kranke erlöst wurde, da war die Trauer und das Mitleid in dem ganzen Städtchen groß. Ein großer Leichenzug geleitete ihn zu Grabe und viele kamen hernach, um mit warmem, teilnahmvollem Herzen der Witwe ihr Beileid zu bezeigen.

So hatte es der liebe Gott gefügt, daß durch diesen Unglücksfall der wahre Charakter der Frau hell und klar zu Tage trat, und daß viele, die vorschnell über sie geurteilt hatten, beschämt ihr Unrecht einsahen.

Die Bedeutung des Namens für die Entwicklung der Persönlichkeit.

Zwei Familien wohnten in einem Hause zusammen. Die Männer waren Brüder und die Frauen Schwestern. Dazu hatten die Väter ein gemeinsames Geschäft. Beide Elternpaare hatten Söhne. Da der ältere Bruder der beiden Männer Franz hieß, so wurde dieser Franz bei dem ältesten Sohne einer jeden Familie Pate und jeder Junge erhielt so den Namen Franz, nur daß man den letztgeborenen, um ihn im Hause von dem anderen schon mehr erwachsenen Franz zu unterscheiden, Fränzchen nannte.

Und Fränzchen blieb Fränzchen. Das war noch nicht schlimm, als er noch das erste Höschen trug und in die Schule ging. Aber er hieß immer noch im Hause und bei den Verwandten und Bekannten Fränzchen, als er aus der Schule entlassen war. Und er blieb das Fränzchen, als er größer und ein tüchtiger Mann wurde. Und noch immer nannte man ihn das Fränzchen, als er schon in dem Gemeinderat saß und